Helga Grebing

Freiheit, die ich meinte

Erinnerungen an Berlin

vbb

Helga Grebing

Freiheit, die ich meinte

Erinnerungen an Berlin

vbb verlag für berlin-brandenburg

Inhalt

Ein wenig Vorwort sollte sein 7

Die Zeit bis 1930
Grebings, so viele Grebings auf einmal 9
Eduard Grebing und Sophia Grebing, geborene Grebing 11
Franz Grebing 17
Marta Schoen 19

1930 bis 1935
Der beste Vater der Welt 25
Franz und Marta: Aufsteiger in der „Volksgemeinschaft“? 28
Der Tod des Vaters 32

1935 bis 1940
Warum Miersdorf? 37
Die Schule war ihr Leben 40
Schlüsselkind-Leben 47

1940 bis 1945
Miersdorf und Zeuthen im „Dritten Reich“ 53
„Im Dienst“ 1940 bis 1944 57
Alassio 1941 62
„Letzte Kinder Hitlers“ 67
Wie unsereiner den Krieg erlebte 70

April 1945 bis Mai 1946
Wahrlich unruhige Zeiten 81
Wieder in Berlin 85
Befreit – wovon und wozu? 90

Mai 1946 bis Januar 1948
Auf der Vorstudienanstalt der Berliner Universität 107
Stud. phil. an der Berliner Universität 115

Februar 1948 bis Mai 1949
Entscheidung für die SPD 123
Kein einfacher Weg zur FU 128

1949 bis 1951
Studentin an der Freien Universität Berlin 135
Auf dem Weg zum Dr. phil. 140

Februar 1952 bis März 1953
Die Dissertation 145
Ein schneller Abschied von Berlin 149

„Meilensteine“ von 1953 bis 2011
München 1953 bis 1965/68 153
Wiesbaden und Frankfurt am Main 1965 bis 1972 157
Göttingen 1971 bis 1988 161
Bochum 1988 bis 1995 165
Was danach kam: 1995 bis heute 169

Anmerkungen 171

Dank 176

Ein wenig Vorwort sollte sein

Sollte man es als Historikerin nicht besser lassen, Erinnerungen an sich selber aufzuschreiben, weiß man doch um die selektive Wahrnehmung und die begrenzte „Wahrheit“ von Erinnerungen? Und weiß man nicht auch zugleich als Zeitzeugin, dass Historiker Erinnerungen allzu begierig verallgemeinern und den präzisen Kontext ihrer Entstehung verlieren können?

Was also tun? Schweigen? Verschweigen? Mit den Erinnerungen „am besten in dunklen, verschlossenen Zimmern“ leben, während man doch eigentlich lieber „die heutige Sonne im Sinn haben“ möchte und „die laufenden Wolken, die aktuellen Wege“, wie es Wisława Szymborska in ihrem Gedicht *Nicht leicht mit der Erinnerung* ausdrückt? Dies alles im Kopf, habe ich mich bemüht, meine Erinnerungen in Distanz zu mir selbst wiederzugeben und zugleich die rote Linie des allgemeinen historischen Verlaufs im Auge zu behalten. Vielleicht ist dieses Kunststück des historiografischen Spagats gelungen, so hoffe ich jedenfalls.

Berlin, im Mai 2012
Helga Grebing

„Meilensteine“ von 1953 bis 2011[51]

München 1953 bis 1965/68

Meine Zeit in München bedeutete für mich volles Leben im Quadrat. Ich hatte eine höchst interessante Arbeit als Verlagslektorin, darunter die Betreuung der über 800 Seiten starken *Deutschen Parteiprogramme* von Wilhelm Mommsen (unter der Mitwirkung seiner Söhne Wolfgang und Hans) und die Autobiografie von Wilhelm Hoegner; außerdem war ich Redakteurin der *Politischen Studien*, lange bevor sie ganz und gar in CSU-Hände fielen. Das alles bedeutete aber nicht, dass ich etwa nicht nach beruflichen Veränderungen suchte und sie teilweise auch fand. Die Tätigkeit im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv für den amerikanischen Historiker Stefan Possony neben meiner Arbeit im Verlag und in der Redaktion von 1956 bis 1958 jeweils zwei Wochen im Monat brachte mir stattliche Honorare in Dollar ein. Die Leitung des ersten nichtkonfessionellen internationalen Studentenwohnheims „Geschwister Scholl“ 1959 bis 1961 war Neuland für mich. Schließlich übernahm ich 1961 die Leitung der Abteilung Politische Bildung und Zeitgeschichte in der Münchener Volkshochschule – das passte gut zu mir, einschließlich der nun zunehmenden Vortragstätigkeit in der Volkshochschule, besonders bei „Arbeit und Leben“ in München, wo ich eine Zeit lang Vorsitzende war, in der Georg von Vollmar-Akademie in Kochel am See, in der Akademie für politische Bildung in Tutzing, in der DGB-Bundesschule in Niederpöcking am Starnberger See, aber auch außerhalb Bayerns.

Nicht in direktem Zusammenhang, aber doch vielfach durch die politische Bildungsarbeit angeregt, standen meine publizistischen Arbeiten. Zuerst waren es kleine Artikel in den *Politischen Studien*. Dann 1959 mein erstes Buch: *Der Nationalsozialismus. Ursprung und Wesen*, 1962 die *Geschichte der deutschen Parteien*, 1966 die erste Auflage der *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. Die Verkaufserfolge der Bücher und die Dollar-Schecks verschafften mir ein bescheidenes, aber gutes Leben: 1958 die erste eigene Wohnung (anderthalb Zimmer, Küche, kleines Bad), sodass ich meine Mutter unter dem Stichwort „Familienzusammenführung“ mit Sack und

Pack legal nach Feldafing am Starnberger See holen konnte, wo ich damals noch wohnte; 1960 dann das erste Auto, ein Fiat 600.

Auch meine politische Arbeit gewann Konturen: Ich wurde geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Münchener Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Akademiker, die Waldemar von Knoeringen, der führende bayerische Sozialdemokrat, und Hans-Jochen Vogel, damals Münchens Oberbürgermeister, zu großer politisch-kultureller Resonanz geführt hatten; ich kandidierte (wie die Platzierung voraussehen ließ) vergeblich für den Bayerischen Landtag; ich sollte 1961 auf Wunsch der Münchener Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen für den Bundestag kandidieren (wozu ich mich allerdings nicht stark genug fühlte); ich war stellvertretende Vorsitzende der SPD-Sektion Feldafing und wurde schließlich als Beisitzerin in den Vorstand des SPD-Unterbezirks München gewählt.

Aber mein Leben war viel mehr als Beruf und Partei. Viele Freundschaften entstanden und sie vergingen zum Teil wieder. Lebenskluge, weltgewandte Frauen, meist älter als ich, bemühten sich um mich, meist mehr als ich mich um sie; Männer, Wissenschaftler und Publizisten, meist sehr viel älter als ich (und verheiratet), kreuzten meinen Weg, wobei sich die gegenseitigen ‚Begehrlichkeiten' in etwa die Waage hielten. Es entstanden auch Lebensfreundschaften: so mit den späteren bekannten SPD-Bundestagsabgeordneten Helga Timm und Renate Lepsius, mit Rolf Reventlow, Spanienkämpfer und nun Sekretär der Münchener SPD, mit der früh verstorbenen SPD-Stadträtin Elfriede (Fritzi) und ihrem Mann Max Mannheimer, der heute noch, inzwischen 92 Jahre alt, für ein würdiges Gedenken an die Holocaust-Opfer lebt und kämpft.

Weit hinausragend und mein Denken und Handeln, ja mein ganzes Leben bis heute bestimmend wurde die Freundschaft mit Fritz Sternberg und seiner Frau Lucinde Sternberg-Worringer seit deren Rückkehr aus den USA im April 1959 (Lucinde und ich kannten uns bereits oberflächlich seit 1954 über ein Verlagsprojekt). Sternberg wurde mein Lehrmeister in Theorie und Praxis des demokratischen Sozialismus – mein bis dahin vorwiegend ethisch und historisch begründetes Verständnis des Sozialismus erhielt nun durch ihn seine rationale und gegenwartsbezogene Prägung. Sternberg war damals für nicht wenige überzeugte Sozialisten, die die Perversionen des

Sowjetkommunismus unsicher gemacht hatte, ein Hoffnungsträger, weil er es vermochte, Marx weiter zu denken und zugleich bereits global orientierte Wege in die Zukunft vorzuschlagen. Er starb, gerade 68 Jahre alt, am 18. Oktober 1963, einige Tage bevor er sich wieder einmal mit Willy Brandt, zu deren Beratern er gehörte, treffen wollte. Auf der Trauerfeier auf dem Münchener Ostfriedhof, zu der Lucinde Sternberg erfolgreich darauf bestanden hatte, für den Juden Fritz Sternberg das christliche Kreuz zu verdecken, sprachen neben anderen Waldemar von Knoeringen und Richard Löwenthal, Sternbergs Weggefährte seit dem Ende der 1920er-Jahre.

Es gab auch viele kleine Freuden des Lebens, eine sei besonders hervorgehoben: das Bergwandern im Voralpenland. Noch heute fühle ich mich, wenn ich durchs Loisachtal nach Kochel fahre, für einen Augenblick unglaublich verjüngt. Überhaupt spürte ich damals bloßes Jungsein als Teil der Freude am Leben, die nun auch mich erreicht hatte. Ich war jung, links und frei. Freiheit war das von mir am häufigsten im Mund geführte Wort, und die Freunde nannten mich dann auch eines Tages „die kleine Freiheit", was mich offen gestanden stolz machte.

Es gab auch Schlappen, und gar nicht so wenige: Ein Forschungsprojekt am Institut für Zeitgeschichte kam, wie schon erwähnt, nicht zustande, weil die Dissertation erst gedruckt vorliegen sollte (wozu es ja nicht kam); die Bewerbung auf eine Stelle in der Frankfurter Dependance des Bundesarchivs zog ich zurück, nachdem mir signalisiert wurde, dass ich trotz der Bemühungen meines Förderers Ludwig Bergsträsser keinen Zuschlag erwarten könne; die Akademie für politische Bildung in Tutzing brauchte mich nicht, weil das sozialdemokratische Kontingent bereits ausgeschöpft war; Pressesprecherin des Bürgermeisters von Hamburg, eine Stelle, zu der mich Immanuel Birnbaum, der außenpolitische Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, ermunterte, traute ich mir nicht zu. In der konservativ ausgerichteten Hochschule für Politik in München bekam ich keinen Fuß auf den Boden; eine Bewerbung als Direktorin der Bochumer Volkshochschule schlug fehl.

Als einen persönlichen Fehlschlag musste ich auch die Leitung des internationalen und als erstes in München nicht konfessionell gebundenen Studentenwohnheims „Geschwister Scholl" 1959 bis 1961

einordnen. Die Aufgabe war an sich attraktiv: 110 Studenten und Studentinnen (ca. 30 von den 110) aus vielen Ländern der Welt sollten gemeinsames Leben ausprobieren und sich dabei weitgehend selbstbestimmt verwalten. Ein anspruchsvolles Kulturprogramm kam hinzu, das uns alle zu demokratischen Weltbürgern erziehen sollte – einmal war sogar der Frankfurter Philosoph Max Horkheimer zu einem Vortrag im Haus, und die Eltern und die älteste Schwester Inge von Hans und Sophie Scholl kamen auch. Und warum ein Fehlschlag? Ich war kaum älter als die Studenten, hatte genau so viel oder so wenig Lebenserfahrung wie diese, erkannte nicht die Brisanz, die gruppendynamische Prozesse haben können, schaffte es nicht, herrschaftsfreie Offenheit und die Notwendigkeit einer funktionierenden Ordnung in diesem kleinen Gemeinwesen in einer für alle (auch dem geldgebenden Trägerverein gegenüber) befriedigenden Weise in Balance zu halten. So gab es dauernd Chaos und Krach und zu wenig Harmonie. Aber immerhin: Mit einem studentischen Bewohner des Geschwister-Scholl-Heims – er war einer der studentischen Hausmeister – verbindet mich bis heute eine gute Bekanntschaft – mit dem englischen Germanisten Prof. Dr. John Margetts.

Nun hätte ich mich ja mit dem begnügen können, was ich seit 1961 als feste Stelle in der Hand hatte: die Leitung der Abteilung „Politik und Zeitgeschichte" in der Münchener Volkshochschule. Aber nach vier Jahren Tätigkeit begann ich mich, gemessen an den mir zur Verfügung stehenden Kräften, als unterfordert zu betrachten, und die Lage in München und in Bayern überhaupt war nicht so, dass ich Veränderungen in Richtung eines beruflichen Aufstiegs erwarten konnte – es sei denn in der Politik. Doch inzwischen war mir klar geworden, dass meine Fähigkeiten nicht in der aktiven Politik lagen, sondern eher in deren wissenschaftlicher Beobachtung und in der Vermittlung der durch sie gewonnenen Erkenntnisse. Aber mein „gelobtes Land" einfach verlassen wollte ich auch nicht. Da fragte der hessische Kultusminister Ernst Schütte, den ich auf einer Konferenz kennen gelernt hatte, bei mir an, ob ich seine persönliche Referentin und Redenschreiberin werden wollte. Hessen war damals vorn, das am weitesten demokratisch entwickelte Bundesland – so rot wie Bayern schwarz, und lockte. Ich vermochte Schütte davon zu überzeugen, dass ich für die von ihm vorgesehene Arbeit nicht so gut taugte, wie er

es wohl meinte. Doch kam bald das nächste Angebot aus Hessen: Die Hessische Landeszentrale für politische Bildung richtete ein neues Referat ein, das der Lehrerbildung und der Verbindung zu den Universitäten dienen sollte. Auf diese Stelle sprang ich mit Erfolg.

Das war im Juli 1965 – gerade einige Wochen vorher hatten Lucinde Sternberg und ich beschlossen, unsere Haushalte zusammenzulegen. Eine gemeinsame Reise mit jungen IG-Metallern und einigen Studenten in die ČSSR hatte uns darin sicher gemacht, dass unser Vorhaben richtig war. Und nun haute ich nach Hessen ab, während Lucinde wegen ihrer kranken Mutter (ihr Vater Wilhelm Worringer[52] war bereits Ende März 1965 verstorben) in München bleiben musste. Was das für uns beide bedeuten würde, war uns sofort klar: Mobilität auf beiden Seiten. Ich kaufte ein neues Auto, einen seeblauen VW-Käfer (mein liebstes Auto von allen, die noch kamen), und fuhr an den Wochenenden, sooft es ging, von Wiesbaden nach München und zurück, wobei ich jeweils ungefähr fünf Stunden brauchte. Lucinde kam nach dem Tod ihrer Mutter Ende Oktober 1965 öfter mit dem Zug nach Wiesbaden, wofür sie pro Fahrt noch länger brauchte, nämlich sechs bis sieben Stunden. Was ich nicht wusste, als ich von München Abschied nahm, war, dass dieser Abschied kein endgültiger sein würde, und irgendwie blieb ja denn auch die Haupt- und Regierungsstadt meines Freistaates immer ein wirkliches Stück (nur Stück!) Heimat.

Wiesbaden und Frankfurt am Main 1965 bis 1972

In der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden, wo auch die Landeszentrale für politische Bildung ihren Sitz hatte, und in Frankfurt am Main lebte und arbeitete ich von 1965 bis 1972. Die Arbeit in der Landeszentrale war mir teilweise vertraut: Seminare organisieren und leiten, selbst referieren und hier und da Artikel schreiben. Eine neue Aufgabe war die Schaffung von Verbindungen zu einigen hessischen Universitäten, vor allem zu den Universitäten Frankfurt am Main und Marburg, und dies fächerübergreifend, soweit diese die politische Bildung einschlossen. Eine herausragende Rolle spielte dabei Frankfurt, wo seit 1963 Iring Fetscher lehrte, der damals zu den wenigen wirklichen Marxismus-Kennern gehörte (später waren dies

auch einige seiner Schüler). Fetschers offene, wenig konventionelle Art machte mir das „Andocken“ leicht; hinzu kam, dass sein Hauptassistent Walter Euchner sich bald als Freund und Kampfgenosse erwies.

Euchner stammte aus einer ursozialdemokratischen Familie; sein Vater hatte nach 1933 zu einer Stuttgarter sozialistischen Widerstandsgruppe gehört, für die Fritz Sternberg, in Basel im Exil lebend, als Kontaktmann tätig gewesen war. So konnte auch der Bogen zu Lucinde Sternberg geschlagen werden, die ihrerseits die Bekanntschaft zu Frankfurter Freunden von Sternberg aus der Exilzeit mitbrachte, nämlich zu Joseph Lang (genannt Jola) und seiner Frau Erna, aber auch Rose Frölich und Max Diamant. Ein Satz von Erna Lang, den sie nach der Lektüre meiner gerade erschienenen *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* aussprach, macht mich noch heute richtig stolz: „Nun kann man beruhigt sterben.“ Gemeint war: Die Tradition wird weitergegeben.

Sowohl in Wiesbaden als auch in Frankfurt arbeitete ich in der SPD mit, vor allem in der Bildungsarbeit, für die in Frankfurt der Unterbezirkssekretär Günter Guillaume – der Stasi-Spion – zuständig war. Er setzte mich auch einige Male bei Bildungsveranstaltungen für die hessischen Landesbediensteten ein. Es waren Kurse, die das Landespersonalamt in Bad Wildungen stattfinden ließ. Die Sekretärin des Chefs des Personalamtes Willi Birkelbach war für die Durchführung mit verantwortlich und hieß Christel Guillaume. Nett, wie junge Genossinnen zu sein hatten, habe ich ihr abends mehrfach vorgeschlagen, sich zurückzuziehen, und ihr versichert, dass wir alles ordentlich verlassen würden. Sie blieb strickend oder häkelnd sitzen – warum wohl? Sie wollte uns nicht bloß zu-, sondern auch abhören, denke ich. Als Guillaume nach Bonn zu Willy Brandt gerufen wurde, haben Lucinde Sternberg und ich Jola empört angerufen und gefragt, wieso man so einen Rechten zu Willy gehen ließ. Jola antwortete: „Nennt mir einen Linken, der so viel arbeitet.“

Bei einem meiner Besuche in München schlug M. Rainer Lepsius vor, ich sollte mich habilitieren. Daran hatte ich bis dahin nicht einmal im Traum gedacht: wo, bei wem, wie finanziert? Dennoch machte Lepsius, von seiner Frau Renate unterstützt, mir so viel Mut, dass ich Fetscher fragte, wie ich wieder näher an die Universität heranrücken

könne. Er verstand und fragte zurück: „Wollen Sie eine Akademische Ratsstelle oder sich habilitieren?“ Meine Antwort: „Wenn Sie so fragen: Letzteres!“ Nun wurde noch Herzfeld gefragt, und der schrieb zurück: „Liebe Frau Dr. Grebing! Also Habilitation! ‚Self is the lady!‘ Ich bin jedenfalls zu allem bereit.“ Anschließend unterstützte der Drei-Männer-Bund meinen Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft auf ein Habilitanden-Stipendium, das mir für zwei Jahre bewilligt und später um ein weiteres Jahr verlängert wurde. Mein Thema segneten die drei ab: „Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik“. Anscheinend erschien ich damals einigen Politikwissenschaftlern (nicht Historikern!) reif für eine universitäre Laufbahn, denn kaum hatte Fetscher sein Plazet ausgesprochen, rief mich Arkadij Gurland, der einen Lehrstuhl in Darmstadt hatte, an und fragte mich, ob ich mich bei ihm habilitieren wolle. Wäre auch etwas gewesen! Ich arbeitete für die Habilitationsschrift in Wiesbaden, teilweise auch längere Zeit in München in den Jahren 1966 bis 1969; dadurch bekam ich von den universitären Auseinandersetzungen allenfalls am Rande etwas mit. Alles wurde einfacher, als Lucinde Sternberg im Herbst 1969 die ohnehin zu große und teure Wohnung in München aufgab und nach Frankfurt zog, wohin ich ihr von Wiesbaden folgte.

Die Habilitationsschrift wurde von mir im Dezember 1969 bei der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main eingereicht und von den Gutachtern Iring Fetscher, Christian Graf von Krockow und Wolfgang Zapf der Fakultät zur Annahme empfohlen. Am 8. Juli 1970 fand das Habilitationskolloquium statt; vorher hatte ich wochenlang „Klinken geputzt“: alle Mitglieder der Fakultät besucht, um sie davon zu überzeugen, dass sie mich – eine Frau, eigentlich Historikerin und politisch rot dazu – in ihren Kreis aufnehmen sollten. Der 8. Juli war ein schwül-heißer Sommertag, und mit lautem Donnergrollen kündigte sich ein Gewitter an. Blendend stand ich nicht meine Frau; besonders die Soziologen und ein Teil der Ökonomen stellten mich vor methodologische Fragen, die nicht die meinen waren. Iring Fetscher versuchte mich, liebenswürdig wie er war, vor dem drohenden Untergang zu bewahren, aber wirklich gerettet haben mich mit ihrer Verhandlungsführung und ihren Fragen zwei andere: der Dekan Erhard Kantzen-

bach, ein mit mir fast gleichaltriger, übrigens sozialdemokratischer Ökonom, und der Doyen der bundesdeutschen Finanzwissenschaft, Fritz Neumark, einst jüdischer Exilant in der Türkei und Kollege von Ernst Reuter an der Universität Istanbul. Ja, wie das Leben so spielt.

Nun besaß ich also die Venia Legendi für das Fach Politikwissenschaft, aber Geld hatte ich keines; das Habilitanden-Stipendium war bereits im Juli 1969 ausgelaufen, und seither lebte ich – abgesehen von ein paar Vortragshonoraren – mit von Lucinde Sternbergs keineswegs reichhaltigen Einkünften. Erst im Dezember 1970 wurde ich zur Dozentin im Beamtenverhältnis auf Widerruf ernannt; auf Widerruf bedeutete: bis zur Berufung auf eine Professorenstelle. Durch die hessische Hochschulgesetzgebung möglich geworden, erfolgte dann im Juli 1971 die Ernennung zur Professorin auf Lebenszeit (C2). Im Mai 1971 hatte ich als „Fräulein Dr. phil. Helga Grebing" meine Antrittsvorlesung über das Thema „Überlegungen zu einem aktuellen Begriff der Volksrepräsentation" gehalten. Bereits im Wintersemester 1970/71 hatte ich mit meiner Lehrtätigkeit in Frankfurt begonnen und Studenten gefunden, die nicht nur klug, sondern oft auch klüger waren als ich (jedenfalls damals) und die mich kritisch-solidarisch durch die mir nicht so gut bekannten universitären „Kampfplätze" führten. Zu diesen Studenten zählten die Publizistin Cora Stephan, der Soziologe (und spätere Direktor am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln) Wolfgang Streeck, damals führendes Mitglied des Sozialdemokratischen Hochschulbundes, und die Soziologin Sylvia Streeck, seine Frau.

Genau betrachtet hatte ich Ende 1970 beziehungsweise Mitte 1971 alles, was ich hatte haben wollen. Frankfurt gefiel uns – Lucinde Sternberg hatte dort schon einmal eine kurze Zeit als Redakteurin und Lektorin des S. Fischer Verlages gelebt; wir dachten sogar an ein kleines Haus am Rande Frankfurts, was auch schon deshalb nahe lag, weil Lucindes Schwester Renate in Königstein im Taunus lebte. Und Fetscher vermutete mit einigen guten Gründen, dass es bald gelingen würde, meine Stelle in eine C3-Stelle umzuwandeln… Warum also nicht sich aufs Bleiben einrichten? Zumal sich einige Bewerbungsversuche oder doch Erkundigungen, ob sich eine Bewerbung lohnen könne, aus unterschiedlichen Gründen als Schlag ins Wasser erwiesen hatten.

Ja, warum nicht in Frankfurt bleiben? Ich wollte es wissen, wollte wissen, wie es ist, ordentlicher Professor zu sein. Dabei kam es mir weniger auf den Titel an, sondern auf die Arbeits- und Gestaltungsmöglichkeiten. Versuchen wollte ich es jedenfalls, und am 29. Februar 1972 – ich war also gerade 42 Jahre alt geworden – hatte ich sie dann, die von Peter von Oertzen unterschriebene Urkunde: Das Bundesland Niedersachsen berief mich „in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zur ordentlichen Professorin"; mein Lehrstuhl am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Göttingen trug die Bezeichnung: „Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts". Ich war die erste Ordinaria der Philosophischen Fakultät – einige meinen sogar der Georg-August-Universität Göttingen überhaupt.

Göttingen 1971 bis 1988

Wie kommt eine habilitierte Politikwissenschaftlerin zu einem Lehrstuhl in der Geschichtswissenschaft? Hierüber ließe sich viel schreiben; doch das überlasse ich denen, die über die Bildungs- und Wissenschaftspolitik im „sozialdemokratischen Jahrzehnt" forschen werden. Kurz gefasst kann ich für meinen Fall sagen: Den (meist selbst ernannten) Linken im Fachbereich Politikwissenschaft der Göttinger Universität war ich zu rechts (weil Sozialdemokratin), den meisten konservativen Historikern zu links (weil Sozialdemokratin). Nur einem Historiker nicht, der war aber kein Konservativer, sondern ein gelernter Sozialdemokrat hinterpommerscher adliger Herkunft: Rudolf von Thadden. Der kämpfte zäh und unverdrossen, unterstützt von einem Teil des akademischen Mittelbaus, für meine Berufung, und auch der sozialdemokratische Hochschulminister Peter von Oertzen tat das Seine. Rudolf von Thadden und ich – wir verstanden uns; wir bildeten eine stabile Koalition „Adel und Proletariat" und konnten uns alsbald überlegen fühlen über die Bürgerlichen, in deren Lager insbesondere die Liberal-Konservativen und ihre revolutionär-romantisch rückfälligen Kinder einander bekämpften. Was mich anging, so beruhigten sich die Konservativen alsbald, ohne je ihr Misstrauen mir gegenüber ganz zu verlieren. Ihr Spielführer in Göttingen ließ mich auf dem Umweg

über Münchener Bekannte wissen: „Rot ist sie ja, aber sie kann was." Mit einer solchen Einordnung war ich ganz zufrieden, wenngleich ich manchmal nicht wusste, ob sie wirklich nur mein „Rot-Sein" störte oder doch nicht noch viel mehr die Tatsache, dass ich eine Frau war.

Ich war ausgesprochen zufrieden darüber, wieder bei den Historikern angekommen und der Theorielastigkeit der Politikwissenschaft entronnen zu sein, die zudem kein einheitliches Bild darbot, sondern immer noch ihre Ursprünge in einzelnen Fächern erkennen ließ (Rechtswissenschaft, Philosophie, Soziologie, Ökonomie, Geschichte). Dem Muster: erst die Theorie, entstanden durch den Rückgriff auf begrenzte empirische Sachverhalte, als Vorannahme postuliert und zur weiteren Einordnung der empirischen Arbeitsergebnisse verwendet, konnte ich nicht folgen. Für mich ergaben sich plausible Realitätsdeutungen in Geschichte und Politik erst durch prinzipiell unbegrenzbare, wenn auch meist begrenzte faktische Erkundungen. Erst wenn diese abgeschlossen schienen (ganz sind sie es nie), schlug für mich die Stunde der Theorie.

Die Arbeit mit den Studenten gestaltete sich in den ersten Göttinger Jahren äußerst schwierig, beinahe katastrophal. Die durchaus anspruchsvollen Marx-exegetischen Diskussionen nahmen ab und es blieb schließlich ein ziemlich blinder und zugleich chaotischer K(ommunistischer)-Gruppen-Dogmatismus übrig. So erwies es sich als anstrengend, besonders für jemanden wie mich, die ich ja zunächst noch Vorlesung für Vorlesung, Seminar für Seminar stofflich und didaktisch auszuarbeiten hatte, erwarten zu müssen, dass jede Lehrveranstaltung gestört wurde und manchmal erst gar nicht zustande kam. Simple Störungen des Ablaufs oder die Abwehr ziemlich idiotischer Pseudoargumentationen waren die Regel. Aber am meisten fuchsten mich die bloßen Zuschauer-Rituale: Ein Teil der Seminarteilnehmer verhielt sich stumm und neugierig beobachtend, wie die Kampfhähne aufeinander losgingen. Bei einigen K-Gruppen-Mitgliedern habe ich später meine Prüfungsbereitschaft wegen Befangenheit abgelehnt. Einige von ihnen, die in meinem Blickfeld blieben, haben später erfolgreich Karriere gemacht, in bürgerlichen Berufen und Einzelne sogar in der Politik.

Zunehmend wurde das Leben aber ziviler, und es entstanden, fast möchte ich sagen: Arbeitsgemeinschaften zwischen Lehrenden und

Lernenden, die beiden Teilen Spaß machten. Die Vorlesungen waren gut bis sehr gut besucht; die Prüfungen musste ich gut vorbereiten, denn ich hatte auch in mittelalterlicher Geschichte zu prüfen, von der ich zunächst wenig mehr Ahnung als die Prüflinge hatte. Die Studenten fanden, dass ich „streng, aber gerecht" gewesen sei und behaupteten, dass ich, würde ich im Göttinger Wald überfallen und das Messer mir vor die Brust gesetzt, darauf bestehen würde, dass erst einmal alles differenziert betrachtet werden müsse. Das hat mir denn auch gefallen. Forschungsprojekte, immer gerade so ausreichend mit Drittmitteln (vor allem durch die VW-Stiftung) finanziert, konnten unter großem Einsatz der Mitarbeiter auf den Weg gebracht werden: über die politische Zeitschriftenkultur nach 1945, über die Geschichte der Arbeiterbewegung in Niedersachsen, über die Integration der Flüchtlinge in Niedersachsen. Fast nebenbei schrieb und publizierte ich die Bücher, die mir im Nachhinein – neben der *Geschichte der Arbeiterbewegung* – als meine wichtigsten erscheinen: das Buch über *Fritz Sternberg. Für die Zukunft des Sozialismus*, die *Lehrstücke in Solidarität*, die *Entscheidung für die SPD* und das Buch über den *Revisionismus. Von Bernstein bis zum Prager Frühling.* Mit einer Reihe von „Schülern" und „Schülerinnen" bin ich bis heute teilweise sehr eng befreundet. Einige – das sei nicht verschwiegen – gingen nach unschönen Vorgängen auch „verloren", andere gingen einfach weg.

Im Unterschied zu München und auch noch Wiesbaden und Frankfurt kannte ich in Göttingen, als ich dort mit der Arbeit begann, wenigstens einige Menschen schon ganz gut, Sozialdemokraten natürlich: Hannah Vogt, die einige Jahre in der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung tätig gewesen und nach Göttingen zurückgekehrt war; Inge Wettig-Danielmeier und Klaus Wettig, die ich 1968 auf der jährlichen Pfingst-Tagung der früheren Mitglieder des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) unter der Leitung von Willi Eichler kennengelernt hatte. Mit Hannah Vogt und den Wettigs konnten Lucinde Sternberg und ich in der Göttinger Zeit viele anregende und fruchtbare Tage, Abende und gelegentlich auch Nächte verbringen. Auch Kollegen wurden zu Freunden und Genossen zu Kollegen wie Walter Euchner, Peter Lösche und Richard Saage – meist mit erweitertem Familienanschluss. Das sozialdemokratische Netzwerk wuchs ständig; wir hatten einen Reihenbungalow in einem gediegenen Neubaugebiet am

Waldrand zunächst gemietet (viel später gekauft), zu Fuß zu erreichen waren Stadtmitte und Universität. In der Nähe Göttingens befanden sich die schönen Landschaften von Harz und Weserbergland, leicht zu erreichen mit dem Auto – nun ein feuerwehrroter BMW. In unserem Haus und in denen der Freunde wurde oft gefeiert – Feuer gemacht, gegrillt, Lieder der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, begleitet von Gitarrenklang, gesungen. Selten beschwerten sich die Anwohner, wenn die Lieder bis weit nach Mitternacht „erschallten", manche kamen neugierig hinzu und sangen schließlich mit. Und als dann noch Artur Levi, ein Exilant jüdischer Herkunft, zum sozialdemokratischen Oberbürgermeister von Göttingen gewählt worden war, da bestand kein Zweifel: Auch in Göttingen fand das „sozialdemokratische Jahrzehnt" statt.

In der Göttinger SPD selbst hielt ich mich zurück. Mir war klar, dass in einer kleinen Stadt mit großer Universität Inkompatibilitäten zwischen Politik und Wissenschaft unvermeidbar sein würden. Außerdem hatten Lucinde und ich vereinbart, dass sie sich auf der Ortsebene in der SPD betätigen würde und ich mich auf anderen Ebenen bewegen sollte. So arbeitete ich denn in der Universität in verschiedenen Gremien vom Fachbereichsvorsitz bis zum Senat mit und wurde Mitglied der Hochschulpolitischen Kommission der niedersächsischen SPD, Vorsitzende des „Arbeitskreises für die Geschichte Niedersachsens nach 1945" und Mitglied des „Wissenschaftlichen Beirates der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland" in Bonn.

Auf Distanz blieb ich auch gegenüber der feministisch ausgerichteten Frauenbewegung, obwohl mein Lebensweg mich dazu hätte veranlassen können, sich ihr anzuschließen. Aber so manches erschien mir überzogen, nicht proportional austariert, sodass mich manchmal bereits das Gefühl beschlich, mit Männern Mitleid bekommen zu müssen. Persönlich musste ich mich über keinen Mann beklagen und politisch hatte ich mich mit Männern und Frauen auseinanderzusetzen. Einzig der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen (ASF) fühlte ich mich verbunden und habe hier den generationellen Bruch in den 1970er-Jahren unmittelbar miterlebt (ich war eine Zeitlang Mitglied des ASF-Bundesausschusses). Ich konnte „den Jungen" in ihren Anschauungen und Forderungen uneingeschränkt folgen; aber „den Alten" habe ich einen friedlicheren Abschied gegönnt.

Und warum kehrt nun jemand nach 17 Jahren Göttingen den Rücken? In den Jahren nach meiner Berufung nach Göttingen hatte ich mich, obwohl mehrfach dazu aufgefordert, nicht auf andere Lehrstühle beworben. Warum auch? Aber 1988 reizte mich die auf Europa ausgerichtete Institutsleitung in einem Bundesland, in dem es noch Arbeiterbewegung gab, mit einer Landesregierung, die „verstand" (während Niedersachsen wieder CDU-gefärbt war). Außerdem empfand ich mich nolens volens als zu stark von der niedersächsischen Landesgeschichte vereinnahmt. Geschichte und Kultur des Rheinlandes verführten nicht nur mich, sondern vor allem Lucinde, eine geborene Linksrheinische. Ich war inzwischen 58 Jahre alt, sie 70 – trotzdem: Wir wollten es noch einmal wissen. Und dann nach absehbarer Zeit nach Göttingen, wo Heimatgefühle entstanden waren, zurückkehren.

Bochum 1988 bis 1995

Bochum – das war keine Zechenstadt mehr, auch nicht die des Bochumer Vereins, der inzwischen zur Krupp AG gehörte, und auch nicht allein Opel-Stadt; es war eine Stadt mit einer Universität, in der ein breites Spektrum fast aller Fächer zu finden war. Diese Universität nannte sich mit einem gewissen Stolz „Ruhr-Universität"; sie war ein später Sieg über die dümmliche Ignoranz und Arroganz Kaiser Wilhelms II., der einst gemeint hatte, die Menschen im Ruhrgebiet sollten arbeiten und nicht denken (oder so ähnlich). An dieser Universität befand sich ein fakultätsunabhängiges (Zentral-) Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, hervorgegangen aus einer übernommenen Bibliothek, das ich nun leiten und wo ich gleichzeitig im Fachgebiet Geschichte lehren sollte. Die Universität wurde liberal geleitet, bar fast jeder akademischen Borniertheit; die Verkehrsformen unter den Kollegen waren wirklich kollegial und weit entfernt von der in Göttingen erlebten und erlittenen Kragensteife. Es gab eine Landesregierung, die sich mit den Forschungsvorhaben der jeweiligen Fachgebiete förderungswillig auseinandersetzte, mich zum Beispiel, die ja bereits 58 Jahre alt war, mit einem Kabinettsbeschluss als Beamtin mit allen Ruhegehaltsansprüchen übernahm. Fünf Jahre wurde ich durch eine Stiftungsprofessur der Krupp-Stiftung finanziert – ohne jegliche Auf-

lagen; danach wurde die Stelle vom Land Nordrhein-Westfalen weitergeführt und entsprechend etatisiert. Das Land hatte mit Johannes Rau einen „Landesvater", der sich nicht nur als früherer Hochschulminister kümmerte, sondern die für einen Politiker selten gewordene Eigenschaft besaß, wo immer er war, überzeugend als „einer von uns" zu wirken. Während in Göttingen die Lehre, der ich mich widmete, die Forschungsaufgaben leicht überrundet hatte, war es in Bochum umgekehrt. Es ging ja nicht nur darum, das Institut überzeugend in der Forschungslandschaft der Bundesrepublik zu etablieren, sondern es zugleich europäisch und sogar darüber hinausgehend zu orientieren. Es trifft schon zu, wenn ein jüngerer Kollege einmal bemerkte, dass in den sieben Jahren meiner Leitung das Institut gelernt habe, „zu fliegen". Aber das alles hätte nicht gelingen können ohne die Mitwirkung von Hans Mommsen, der das Institut in den 1970er-Jahren aus der Taufe gehoben hatte, und Günter Brakelmann, die beide hoch motiviert für das Institut allgemeinere Aufmerksamkeit regelrecht mit erkämpften. Das Fliegen hätte aber auch nicht gelingen können ohne die Forschungsleidenschaft und Arbeitsbereitschaft der jüngeren Leute.

Zwei Forschungsprojekte lagen mir besonders am Herzen: zunächst das über vergleichende Untersuchungen von strukturellen Wandlungsprozessen in altindustriellen Regionen. Ausgehend vom Ruhrgebiet ging der Blick von Sheffield in Großbritannien über Oviedo in Nordspanien bis in die USA in die Region um Pittsburgh, wo ich mich selbst zu Forschungszwecken mehrere Wochen aufhielt. Das zweite Projekt war auf die Geschichte demokratischer Bewegungen in Mitteldeutschland zwischen 1830 und 1933 gerichtet; es war, finanziell unterstützt von der Krupp-Stiftung, verknüpft mit der Qualifizierung jüngerer Historiker aus der ehemaligen DDR, denen die Gelegenheit gegeben wurde, sich mit den modernen sozialgeschichtlichen Forschungsmethoden vertraut zu machen. Das war, bewusst so gedacht, der Beitrag des Instituts zur Einheit Deutschlands. Es gab noch andere, eher ungewöhnliche „Events", die das Institut bekannt werden ließen als Konferenzort für Wissenschaftler aus anderen Ländern. So wurde 1988 eine internationale Fachtagung zu Ehren Willy Brandts aus Anlass seines 75. Geburtstages ausgerichtet; das Thema der Tagung hieß „Sozialismus in Europa – Bilanz und Perspektiven". Vielleicht war dies

ein Beitrag dazu, dass das Ruhrgebiet weltoffener wurde und etwas von seiner proletarisch-provinziellen Prägung verlor.

Eine reine Erfolgsstrecke war Bochum selbstverständlich auch nicht: Jüngere Leute, die im Institut arbeiteten, kamen nicht miteinander aus und ich nicht mit ihnen und sie nicht mit mir. Manche habe ich überschätzt und damit auch belastet; manche auch überredet zu etwas, was ihnen eigentlich gar nicht gefallen konnte, was ich dann zu spät entdeckte. So war es in mancher Hinsicht bereits in Göttingen gewesen. Stabilisierend wirkte sich die Zusammenarbeit mit zwei Mitarbeiterinnen aus: mit der Verwaltungsleiterin und meiner Sekretärin; beide waren zuverlässige, lebenskluge Frauen, allein erziehende Mütter – von außen betrachtet hat man sicher manches Mal Züge eines Matriarchats entdecken können.

Was ebenfalls nicht so verlief, wie Lucinde Sternberg und ich es uns gedacht hatten, wird überraschen: Es gelang uns nicht, in der Bochumer SPD Boden zu finden. Da blühte noch viel Machismus und Intellektuellenverachtung (jedenfalls in unserem Ortsverein). Als uns zu Ohren kam, was ein lokaler Leitwolf der Ruhrgebiets-konservativen SPD-Funktionäre zum Besten gegeben hatte, zogen wir uns zurück: Wir

Mit Johannes Rau und Willy Brandt in Bochum, November 1988

sind, so hieß es, mit den Jusos fertig geworden, wir werden auch mit den „Tittensozialistinnen“ fertig werden. Diese Einordnung bestärkte uns in unserer Absicht, nach meiner Emeritierung nach Göttingen zurückzukehren. Wir kauften sogar einen Bungalow in unserer alten Wohngegend in Göttingen, obwohl Lucinde als aufrechte, bekennende Sozialistin große Probleme hatte und machte, Eigentum dieser Art zu erwerben.

In Bochum wohnten wir – eigentlich zum ersten Mal – von der Raumaufteilung her gesehen ideal: in einem ehemaligen Steiger-Reihenhaus, nur fünf Meter breit, aber mit Keller, Erdgeschoss, erstem und zweitem Stock. Im Erdgeschoss befanden sich Wohn- und Esszimmer sowie die Küche mit dem Ausgang zum Garten; im ersten Stock hatte Lucinde ein kleines Arbeits- und ein Schlafzimmer, es gab ein Gästezimmer und das Bad; im zweiten Stock unter dem Dach hatte ich ein großes Arbeitszimmer und ein kleines Schlafzimmer sowie eine Dusche. Hinzu kam ein großer Garten, in dem früher gewiss Kartoffeln angebaut wurden, nun aber überwiegend Gras wuchs. Ich hatte immer einen Garten haben wollen – nun hatte ich ihn, spät, zu spät, denn die Knochen begannen, ihre Abnutzungssignale zu senden. Auch das nachbarschaftliche Umfeld passte – einige politische Freunde wohnten nahe bei uns, und so wuchs auch in Bochum die aus Göttingen gewohnte Geselligkeit heran.

Dennoch zogen wir schon vor meiner Emeritierung im späten Frühjahr 1994 nach Göttingen zurück. War es zu Beginn der Bochumer Zeit ein Semester gewesen, so wurden es jetzt zwei, in denen ich hin- und herfuhr – diesmal mit einem beigefarbenen Golf. Lucinde, nunmehr 76 Jahre alt, wollte endlich Ruhe haben. Sie wünschte sich und mir, dass die Zeit bald kommen möge, wo ich nicht mehr täglich mindestens einmal sagen würde: Ich muss jetzt, noch, demnächst… Für Lucinde kam diese Zeit nie, für mich ist sie bis heute noch nicht so recht gekommen. Deshalb muss (!) ich mich als bekennende demokratische Sozialistin andauernd an einen Satz von Friedrich Ebert aus dem Jahre 1918 erinnern: „Sozialismus ist Arbeit.“

Was danach kam: 1995 bis heute

1994, wir waren gerade in Göttingen angekommen, wurde Lucinde wegen eines Brustkrebses operiert, 1996 erlitt sie nach dem Tod ihrer Schwester Renate eine infarktverdächtige Herzattacke, 1998 starb sie wenige Tage nach einer gelungenen Lungenkrebsoperation, vier Monate nach ihrem von uns allen fast überschwänglich gefeierten 80. Geburtstag. Ich kam mir vor wie ein amputiertes Wesen, ein schwankendes Rohr beim auch nur geringsten Wind, und ich wurde eine Art „fahrende Gesellin". 2001 flüchtete ich nach München wegen erhoffter Déjà-vu-Effekte, 2004 zog es mich nach Göttingen zurück, wo die erwartete Ruhestellung misslang, 2008 wanderte ich weiter nach Berlin, aus dem ich einst „abhauen" musste. Das erwies sich als eine relativ friedliche Ankunft vor dem unvermeidlich näher rückenden Ende.

Dank meiner Devise „Sozialismus ist Arbeit" begann ich mich langsam wieder zu stabilisieren – wobei diese Devise sehr ernst zu nehmen ist: Mit Arbeit ist ja heute gute Arbeit gemeint auf dem Fundament der Menschenrechte für möglichst viele in der Welt, und dies macht immer noch den Kern des demokratischen Sozialismus aus. So brachte ich mit anderen zusammen im Jahr 2000 das Handbuch *Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland* heraus, 2004 erschien die Familiengeschichte *Die Worringers*, 2007 eine völlig neue *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, die die großen Linien der Arbeiterbewegung in Deutschland zieht, 2006 zusammen mit Dietmar Süß die zwei Bände über *Waldemar von Knoeringen 1906–1971. Ein Erneuerer der deutschen Sozialdemokratie*, 2008 erschien mein Buch über Willy Brandt, das den Untertitel trägt: *Der andere Deutsche*, und 2009 der zehnte und letzte Band der *Berliner Ausgabe von Willy Brandt*, bei der ich als Mitherausgeberin tätig war.

Glücklich bin ich auch in Berlin nicht geworden, wobei „Glück" wie „Stolz" Begriffe sind, die mir immer etwas geschwollen vorkommen und die ich deshalb selten benutze. Aber in Berlin habe ich viel Unterstützung und auch Anerkennung von einer ganzen Reihe von älteren und jüngeren mir vor allem politisch verbundenen Menschen gefunden, sodass ich jetzt ein einigermaßen ausbalanciertes Leben führen kann. Einen Rest von Familie sowohl väter- als auch mütter-

licherseits habe ich auch wiedergefunden; mein brüderlicher Vetter aus Kindertagen, auch ein Sozialdemokrat geworden, lebt leider nicht mehr. Schließlich habe ich im Willy-Brandt-Haus einen Ankerplatz gefunden, der mir Lebenszeit sinnvoll füllt, wenn es nötig ist. Da ich dabei bleibe, dass Sozialismus Arbeit ist, arbeite ich eben weiter und kann so auch noch ein wenig weiterleben, und dies manchmal ganz vergnügt und gelegentlich sogar unbeschwert.

Im Willy-Brandt-Haus in Berlin, 2011 © Moritz Reininghaus